

## BERICHTE UND KLEINE BEITRÄGE

### DAS ÖSTERREICHISCHE MUSIKBUCH VON 1946 BIS 1950

VON ANDREAS LIESS

#### Vorbemerkung:

Wenn in diesem Aufsatz nicht nur die im strengsten Sinne des Wortes wissenschaftliche Produktion des österreichischen Musikbuches zu Worte kommt, sondern die ganze Breite der Veröffentlichungen seit der Erneuerung eines eigenen politischen österreichischen Staatsgebildes überschaut wird, so hat dies seine guten Gründe. Ganz abgesehen davon, daß Österreich — ähnlich hierin Frankreich — die Veröffentlichung von breiteren Kreisen zugänglichen wissenschaftlich fundierten Darstellungen bevorzugt: die Editions-lage des kleinen Staates mit einer völlig verarmten Intelligenzschicht unter inflationistischen Lebensbedingungen erfordert einfach aus Absatzgründen die Konzession einer populären Darstellung, wie nur wenige Verlage in der Lage sind (etwa der rührige österreichische Bundesverlag), sich in dieser Beziehung Ausnahmen zu gestatten. Das bedeutet, daß einer großen Zahl von ersten Veröffentlichungen mehr das Prädikat von „hilfswissenschaftlichen Werken“ zuerkannt werden muß. Daß in dieser Lage zugleich das, was ich „angewandte Musikwissenschaft“ nennen möchte, floriert, ist an und für sich kein Nachteil. Die Vermittlung ernsthaften musikgeschichtlichen Wissens in die breiten Schichten ist eine genau so wichtige Aufgabe, wie alte Musik in entsprechenden Ausgaben ins musizierende Volk zu bringen. Insgesamt mag diese Übersicht über die Musikbuchproduktion Österreichs daher zugleich als Skizze der gegenwärtigen geistigen Situation überhaupt gewertet werden, der wirtschaftlichen wie auch der soziologischen.

#### Austriaca:

Daß zunächst eine Hochflut in Austriaca einsetzte, nachdem Österreich wieder selbständig geworden war, war nur natürlich. Heute ist diese Strömung in gewissem abgeebbt und man wendet sich, selbstverständlich unter weiterer liebevoller Pflege des Buches über die eigene Kultur und Musikkultur, zugleich den europäischen Materien und Fragen zu. In der Reihe Orpheus-Bücher des Verlages Gebr. Holinek veröffentlichte Alfred Orel einen knappen, klaren Abriß von Leben und Werk Hugo Wolfs (1947, 84 S.). Hoffentlich wird der Verfasser als der Berufene bald mit einer umfassenden Biographie Wolfs die immer wieder von der Wissenschaft schmerzlichst empfundene Lücke schließen. Die Abhandlung Anton Tausches über „Hugo Wolfs Mörike-Lieder“ (Amandus-Ed. 1947, 207 S.) wendet sich an den Sänger und ist für die Wissenschaft wenig ergiebig. Roland Tenschert hat in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von soliden Werken über österreichische Musik vorgelegt, die gute wissenschaftliche Hilfsmittel an die Hand geben. Die wichtigste Erscheinung ist „Frauen um Haydn“ (Donau-Verlag 1947, 202 S.), die erstmalig alle erreichbaren Briefe von und an Luigia Polzelli, Marianne von Gentzinger und Mrs. E. Schroeter zusammenfaßt und zugleich ein allgemeines Bild des Verhältnisse

Haydns zur Frau entwirft. Wertvoll ist des weiteren „Richard Strauß und Wien“ (Orpheus-B. Gbr. Holinek, Bd. 5, 174 S.), ein Abriss der Beziehungen des Meisters zur österreichischen Musikmetropole. Gern hätte man hier einige Vertiefungen an Hand der Akten, etwa im Falle des Konfliktes Strauß—Schalk zur Kenntnis genommen. Ebenso „Salzburg und seine Festspiele“ (Österreichischer Bundesverlag 1947, 442 S.), welches Buch eine gediegene Darstellung des Werdens der Salzburger Festspiele wie des geschichtlichen Untergrundes nebst reichem Bildmaterial gibt. In der Reihe der Orpheus-Bücher des Verlages Gbr. Holinek findet sich des weiteren eine Neuveröffentlichung von Dr. Ch. Burneys „Musikalischer Reise durch Österreich 1772“ (hrsg. von Dr. Bernhard Paumgartner, 1948, 122 S.), schließlich der aner kennenswerte Versuch R. F. Brauners, einen Überblick über die Moderne in Österreich zu geben („Österreichs neue Musik“, 1948, 168 S.).

Von Interesse für die Mozartforschung ist Egon von Komorzynskis Studie „Der Vater der Zauberflöte“, Emanuel Schikaneder (Paul Nef-Verlag, 1948, 239 S.). Der Verfasser, der seine Lebensarbeit den Fragen der „Zauberflöte“ gewidmet hat, beabsichtigt, in Kürze seine Forschungsergebnisse in allen Einzelheiten in einer groß angelegten Biographie Schikaneders herauszugeben. Das vorliegende Buch ist ein populärer Vorreiter dieses zu erwartenden Werkes. Komorzynskis Forschungen ist es zu verdanken, daß das verzerrte Bild des großen Theatermannes heute doch reiner und echter vor uns steht. Seine noch in diesem Buche zum Ausdruck gebrachte Kampfstellung gegenüber Abert und dessen Schikanederauffassung wirkt allerdings ein wenig veraltet; wie gewiß, ohne das Grundergebnis der Rehabilitierung und den Wert des Büchleins anzutasten, einiges der Liebe zum Helden gutgeschrieben werden muß. Die Betrachtung Schikaneders als des Begründers des Wiener Volksstückes ist in keinem Falle stichhaltig. — In „Wiener Barockmusik“ (1946, Musikverlag Doblinger, 236 S. inkl. 120 Seiten Musikbeisp.) stellt Andreas Ließ die Instrumentalmusik, die Oper und Gestalt und Werk von J. J. Fux in die umspannenden kulturgeschichtlichen Bezüge und versucht aus diesen Zusammenhängen neue Deutungen zu gewinnen. Des gleichen Verfassers „J. J. Fux, ein Meister des steirischen Barock (Verlag Doblinger, 1947, 90 S.) gibt eine reine Biographie, zu der ein jüngst in der D. Mf. erschienener Aufsatz des gleichen Verfassers wichtige Zusätze gibt. Als Ergänzung zum Köchelverzeichnis der Fuxschen Werke (J. J. Fux, 1872) wurden im Anhang alle im letzten Jahrzehnt neu aufgefundenen Fuxwerke, insbesondere auch die umfassenden Prager Funde, katalogisiert.

Ein gutes Nachschlagewerk „Das Wiener Opernhaus“ hat Wilhelm Beetz in Form gründlicher Tabellen, Namenslisten, Aufführungsdaten usw. mit knapper einleitender Darstellung der Vorgeschichte und der Entstehung des berühmten Hauses geschaffen (Panorama-Verlag, 1949, 254 S. mit 99 Bildtafeln). An knappen Gesamtdarstellungen liegen vor: Erich Schenk: „Kleine Wiener Musikgeschichte“ (Paul Nef, Wien 1946, 208 S.) und „950 Jahre österreichische Musik“ (Bellaria-Verlag, 1946, 112 S.). Beide Werke erfüllen in keiner Weise die Forderungen, die Aufgabe wie Autorschaft dem Anwalt der akademischen Wiener Musikwissenschaft auch im populären Bereiche auferlegt hätten. Auch in Wien fanden die Büchlein herbe Kritiken. Fritz Högl er legte den 2. Band seiner Musikgeschichte vor, die in erster Linie für den Unterricht an Kon-

servatorien bestimmt ist. Lediglich ist in diesem von der Klassik bis zur Gegenwart führenden Bande zu bemängeln, daß die Moderne sehr kurz wekommt. Auch die Hoffnungen auf eine intensivere kulturgeschichtliche Darstellung, die angekündigt ist, erfüllen sich nicht. Ein solides Werk für seine Zwecke (Bundesverlag, 1949, 304 S.).

Gut ist eine Darstellung „Die Wiener Operette“ (Bellaria-Verlag, 1947, 447 S.). Eine umfassende Darstellung dieses Gebietes stand bisher noch aus und so wird mit diesem ausführlichen Werke Franz Hadamowskys und Heinz Ottes eine empfindliche Lücke ausgefüllt, zudem ausführliche Tabellen von 1858 bis 1938 an die Hand gegeben sind. Im Hinblick auf Gesamtdarstellungen muß einem Buche hier höchstes Lob gezollt werden, das man nur mit dem größten Gewinn für das Verständnis der Wiener Operngeschichte und überhaupt Musikgeschichte liest: Josef Gregors, seiner ausgezeichneten Darstellung der „Geschichte des Balletts“ folgendem Buch: „Das österreichische Theater“ (Donauverlag, 1948, 335 S.). Naturgemäß findet auch hier die Oper Erwähnung, aber wichtiger als diese Stellen sind die tief schürfenden und den ganzen geistigen Untergrund erhellenden Darstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts überhaupt, aus denen wir die Wiener Eigenentwicklung und ihren Traditionalismus erst recht verstehen. Ein auch für den Musikforscher aufschlußreiches Buch ist ferner Helmut Fiechners „Hugo v. Hofmannsthal“. Von verschiedenen Autoren, darunter Egon Wellesz, wird hier ein Bild des Dichters gezeichnet, der Mensch, der eigentlich bisher als Gesamterscheinung unbekannt geblieben ist (Humboldt-Verlag, 1949, 383 S.).

#### Angewandte Musikgeschichte:

Auch die Musikforschung hat das Ziel: Popularisierung der Kenntnisse und — entsprechend der Forschungsaufgabe der erneuten „Verlebendigung“ vergangener geschichtlicher Zeiten — eine verlebendigte Darstellung, deren letzte, bereits gewiß wieder unwissenschaftliche Konsequenz der historische Roman darstellt, Und es ist kein Zufall, daß dieser heute besonders blüht. — Eine gediegene Darstellung für den Musikfreund ist Hans Rutz' Buch „Österreichs große Musiker in Dokumenten der Zeit“ (Österreichische Buchgemeinschaft, 1949, 335 S.), dessen erster Band „Haydn. Mozart, Beethoven“ in verständnisvoll-sachlicher Weise aus dem vorhandenen Material und gekennzeichnetem verbindendem Texte objektive Gesamtbilder baut. Leopold Nowak will in seinem „Te Deum Laudamus“ (Herder, 1947, 93 S.) bewußt keine Wissenschaft bieten, sondern Bruckners Geist und seine religiöse Sphäre volkstümlich nahebringen. Gegenüber den Verzerrungen Brucknerscher Geistigkeit in den letzten Jahrzehnten zeigt er, in Kretzschmarschen Bahnen wandelnd, die Fundierung des Meisters im katholischen Glauben. Eine Erlebnisstudie. Sehr populär, aber ebenso auf dokumentarischer Sachkenntnis fußend, zudem erzählend einkleidend, sind Rudolf Sieczynskis Verlebendigungen altwiener Musik: „Altwiener Volkskomiker“ und ein guter Abriß des Wiener Liedes (beide Wiener Verlag, 1947, 163 und 164 S.). Das letztere ist für lokalhistorische Musikstudien mit seinen Verzeichnissen und der Darstellung Wiener Volkssängertums von Wert. Verbürgtes Anekdotisches, Menschliches, darunter einiges Neue, bringt Franz Gräflinger in der kleinen Schrift „Liebes und Heiteres um Anton Bruckner“ (Wiener Verlag, 1948, 130 S.).

Wie auf rein literarischem Gebiete etwa die Biographien der großen Burgtheaterschauspielerinnen Charlotte Wolters von Bertha Niederle oder Hedwig Bleibtreus von Doublier-Zeleny für die Kenntnis allgemein geistiger Grundlagen Wiens nicht ohne Gewinn zu lesen sind, so ist auf musikalischem Gebiete noch auf zwei Bücher zu verweisen, die beide letzte Verlebendigung ihrer Gestalten, Beethovens und H. Wolfs, anstreben: Carl Pidolls „Verklungenes Spiel“ (Österreichische Verlagsanstalt, Innsbruck 1949, 349 S.) und Dolf Lindners „Der Feuerreiter“ (Schönleitner Verlag, Linz, 1949). Pidoll kondensiert in fingierten Erinnerungen N. Zmeskall v. Domanowetz' das aus der Überlieferung Bekannte und Erhärtete zu knappen, eindringlichen Szenen, die Größe atmen und ein ungemein lebendiges tiefes Menschenbild ergeben. Bei jeder derartigen Verlebendigung bleibt die Problematik der Subjektivität bestehen. Aber ist sie nicht bei jeder historischen Sinndeutung in gleicher Weise vorhanden? Mit dem Fundament äußerster historischer Genauigkeit hat Pidoll jedoch bei aller dichterischen Verlebendigung einen besonderen Typus dieser „angewandten Musikgeschichte“ geprägt. Lindners Wolf-Buch ist hingegen ein Roman, der aber mit seiner tiefen Einfühlung die Eigenart dieser Gestalt lebendig vor den Leser hinstellt. Des weiteren wäre noch der dritten Auflage von L. G. Bachmanns nicht minder einfühelndem Roman um Clara Schumann „Drei Kronen eines Lebens“ zu gedenken (Pustet, Graz 1949, 338 S.). Der tragische Tod der berühmten Sängerin Maria Cebotari ließ Antonio Mingotti eine ganz persönlich gehaltene Biographie schreiben (Hellbrunn-Verlag, Salzburg 1950, 145 S.). — Eine populäre Gesamtdarstellung „Musik aus Wien“ von Alexander Witeschnik (Wiener Verlag, 1949, 454 S.), nunmehr in zweiter Auflage erschienen, verdankt ihre Entstehung „nicht dem Ehrgeiz, sondern der Liebe zur Musik und zu Wien.“ Etwas mehr Vertiefung auch im Kompilatorischen hätte der Liebe zu Wien zweifelsohne besser Genüge getan.

#### Akademische Musikwissenschaft:

Zwei Bände der DTÖ erschienen: Bd. 85 legt Werke für Tasteninstrumente von J. J. Fux vor. Offenkundig durch die Steirische Fuxrenaissance angeregt, hat Erich Schenk als Herausgeber in diesem Bande 7 Sonaten, Ciaccona, Harpeggio und Fuga, Aria passeggiata, vier Suiten und zwölf Menuette vereinigt. Es handelt sich bei den Sonaten (auch bei den Menuetten) um die Quelle einer neu aufgefundenen Handschrift aus dem Konvent der Minoriten in Wien, während die anderen Werke der Berliner und Wiener Nat.-Bibl. entstammen. Fünf Sonaten sind unter No. 398—403 Köchel bekannt. Man vermißt leider eine wenigstens ungefähre Zeitangabe für das Ms. der Minoriten in der Vorrede. Wenngleich vor jeder Übertreibung gewarnt werden muß, dem an sich geringen Klavierwerke Fuxens eine geschichtlich zu wichtige Stellung einzuräumen, um so mehr, als diese Sonaten zweifelsohne Bearbeitungen von Triosonaten (und nicht umgekehrt, das ist auch die Ansicht Schenks) darstellen, so wird mit dieser Ausgabe doch interessantes Gut vermittelt und, da Teofil Muffat Fuxens Schüler war, Fuxens historische Einschaltung in den Prozeß der Klaviermusikentwicklung auf österreichischem Boden von Froberger bis zu den *Componimenti musicali* an der Schwelle der Vorklassik dargetan. Bedauerlicher Weise sind bei der Herausgabe mancherlei Flüchtigkeiten unterlaufen, die besonders auch für das praktische Musizieren hemmend sind: fehlende Vorzeichen, unkorrigierte Verzierungstechnik, bei der etwa in der Ciaccona S. 29,

T. 242/3 die Verbindung von Appogiatur und Doppelschlag unmöglich ist, ebenso wie die Appogiatur in der Sonate IV, T. 20/1; das Fehlen von Korrekturen in Sequenzen, wie in der genannten Ciaccona Takt 222 und 228 usw. — Gerade in diesen Sonaten, Einzelstücken und Suiten wird die harmonische Eigenheit der Fuxschen Schreibweise wiederum deutlich, die wir aus seinen Triosonaten und vor allem auch aus seinen Oratorien und archaisierenden Chören mit ihrer harten Querständigkeit kennen. Kühne, ganz modern anmutende Gebilde entstehen bei Fux insonderheit durch seine Vorliebe für den übermäßigen Dreiklang, wodurch es zu ausgesprochen enharmonischen Modulationen kommt (etwa Sonate VI, T. 23—5, T. 33—5). Auch die formale Geschlossenheit der Fuxschen Kompositionen, die ich bereits an anderer Instrumentalmusik nachwies, erweist sich hier wiederum in aller Deutlichkeit, insbesondere in der Ciaccona. Und eine Bemerkung noch: Die Bezeichnung „Maestro di Capp.“ auf späteren Abschriften ist keineswegs immer für die Datierung der Werke verbindlich. — Abgesehen von den Flüchtigkeiten (ein Vergleich der auch während der Bergungsaktion des Krieges bei der Ges. der Musikfreunde lagernden Spartierungen Köchels wäre, wenn nicht letztzuverlässig, so zumindest in manchem instruktiv gewesen), bringt der Band interessantes und wertvolles Gut für die Wissenschaft und das praktische Musizieren auf dem Cembalo; und die Menuetten gerade erweisen erneut, wie viel des Überganges zur Vorklassik in Fuxens Werk latent und offen schon vorhanden ist. —

Im Band 86 der DTÖ macht der gründliche Kenner der Tiroler Musikarchive, Walter Senn, uns mit „Tiroler Instrumentalmusik im 18. Jahrhundert“, mit Meistern aus der Zeit der Vorklassik und Klassik bekannt, die, im Lande gebürtig, hier oder in Bayern wirkten. Während Georg Paul Falks († 1778) Partita D-dur, sowie die Sinfonie D-dur von Joh. Elias Sylva († 1798) bei allem historischen Interesse, das man den Werken entgegenbringt, offensichtlich das Ablegertum des neuen homophonen Stils von Wien und Mannheim charakterisieren, gibt Franz Seb. Haindls († 1812) G-dur-Sinfonie, vor allem in ihrem Mittelsatz, weitaus lebendigere musikalische Substanz her. Die stärksten musikalischen Eindrücke vermitteln des Südtirolers Nonnosus Madlseder († 1797) D-dur-Sinfonie und das Divertimento in F-dur von Stefan Baluselli, dem Hauskomponisten des Stiftes Stams, der 1805 starb. Daß dieser in seinen Formungen im Bereiche von Partita und Divertimento verbleibt, ist bezeichnend für die traditionalistische Richtung, die unter gesunder, aber doch später Aufnahme des Neuen alle diese Meister auszeichnet. Und diese Feststellung tritt aus der Natur der Dinge gewissen Darlegungen Senns in seinem Vorwort kritisch entgegen: Die Verbindungen, die hier zwischen Innsbruck und Mannheim aufgedeckt werden, darin nämlich, daß Herzog Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, seit 1704 Statthalter in Innsbruck, bei seinem Regierungsantritt in Mannheim 1717 einen Teil seiner Tiroler Kapelle an den Rhein überführte, sind von hohem Interesse. Jedoch muß man vor allzu weit gespannten Folgerungen wohl warnen; denn die Mannheimer Schule blühte erst 25 Jahre später auf; diese Kapellmitglieder hatten also keinen Anteil an ihr und — wie die vorliegenden Werke beweisen — ging der Einfluß von Mannheim (und ebenso von Wien) nach Innsbruck, aber nicht umgekehrt. Senn verstrickt sich hier in einer von Erich Schenk geäußerten Auffassung, die „die Mannheimer zu Repräsentanten des Siegeszuges österreichischen Musikgeistes, speziell der österreichischen Sinfonie“ macht. Eine

solche Auffassung (Schenk gibt in seinem Buch „950 Jahre österreichische Musik“ weder Quellen noch Mitarbeiter an) kann höchstens Gültigkeit haben, wenn man die sudetendeutschen Meister, die dann in Mannheim wirkten, einfach nach ihrer Landsmannschaft wertet. Dann wären wir glücklich fast wieder bei „Schubert, dem Sudetendeutschen“ angelangt! — Es geht hier aber doch um die musikalischen Stilkreise, und da zeigt sich, daß diese oberflächliche Auffassung nicht haltbar ist. Seit den Untersuchungen W. Gäßlers und H. Werners über das sinfonische Schaffen F. X. Richters und I. Holzbauers ist erwiesen, daß diese Teilhaber am Wiener Stilkreis (und ganz besonders Richter) mit ihrem Mannheimer Aufenthalt einer einschneidenden stilistischen Wandlung unterliegen. Sie bewirkt die geniale Musikerpersönlichkeit Joh. Stamitz, der, obwohl ebenfalls Sudetendeutscher, die Einflüsse des Wiener Stilkreises nicht aufgenommen hatte und, man darf es kraß sagen, den neuen Geist, die damalige „Moderne“ schlechthin verkörperte — auch gegenüber der noch mehr polyphoner Tradition und konservativerer Geistigkeit verhafteten Wiener Vorklassik (die Beweise liegen bei Gäßler vor). Mannheim ist mit Stamitz und seiner expressiven „melodia germanica“ gleichsam eine „Antizipation“ der neuen Zeit. Nach seinem Tode und dem Verfall der Schule, die noch reichen Samen aussät, kommt die Stunde des traditioneller, aber kontinuierlich ausschreitenden Wien, das gerade im Formalen bedeutendste Vorarbeit geleistet hatte, und es führt mit Haydn und Mozart die Gesamtentwicklung auf den Höhepunkt der organischen klassischen Sinfonie und Sonate. Dies nur als eine Andeutung und zugleich als Anregung zur klaren Beurteilung der Stellung der vorliegenden Tiroler Werke „zwischen den Schulen“. — Die sorgsame Ausgabe Senns verdient alles Lob. Nur: Die Continuobearbeitung erscheint doch „zu schlicht“ und ohne jede organische Verbindung, wenn man bedenkt, daß diese modernen Denkmälerausgaben ja auch der Praxis dienen sollen. Beide, 1947 und 1949 herausgegebenen Bände hat der Österreichische Bundesverlag in der gediegenen Art der alten Vorkriegsdenkmälerausgaben ausgestattet.

#### Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften:

In S.-Br. No. 225/1 behandelt Erich Schenk einen ihm von Walter Senn aus dem Brixener Archiv vermittelten Brief Leopold Mozarts vom 31. 7. 1778, gerichtet an Ignaz Grafen Spaur, der inhaltlich eine Parallele zu L. Mozarts Brief vom 3. August 1778 darstellt. Schenk befaßt sich ausführlich mit den Beziehungen der Familie Mozart zu den Grafen Spaur, mit der Spaurmesse (für die er die Credo-Messe KV 257 für den Grafen Ignaz Spaur anspricht), mit den anderen im Briefe erwähnten Musikern, dem Salzburger Verwandten- und Bekanntenkreis Leopold Mozarts, sowie mit weltanschaulichen Fragen, die die pessimistische Haltung dieses Glückwunschbriefes, da er zugleich von dem Tode der Mutter Wolfgangs in Paris berichtet, herausfordert. — Der Anzeiger der phil.-hist. Klasse, Jg. 1947, No. 3 enthält einen Auszug von E. Schenks Vortrag über: J. J. Fux als Klavierkomponist, später in die Vorrede des vorstehend besprochenen Denkmälerbandes Fuxscher Klavierwerke eingearbeitet, ebenso einen interessanten Hinweis Franz Zagibas über die slowakische Bearbeitung von Haydns „Die sieben Worte des Erlösers am

Kreuz“ aus dem Jahre 1844. Bereits 1803 erschien in Tyrnau eine Druckausgabe. Mitte des Jahrhunderts richtete Andreas Bartay eine mit slowakischem Texte versehene Bearbeitung für Aufführungen kleinstädtischer Chöre ein und brachte sie unter dem Titel „Die sieben Worte Christi für Orgel und Chor verfaßt von Andreas Bartay“ (1844—48?) in der eben erst von Stur kodifizierten Schriftsprache heraus. Vom Original übernimmt sie nur die einleitenden a-cappella-Chorteile, die eigentlichen Worte des Erlösers unter Anpassung an die slowakische Sprache, während die jeweils folgenden Sologesänge Bartaysche Kompositionen sind. — Helmut Federhofer weist an Hand eines im 14. Jhd. im Benediktinerstift St. Lambrecht geschriebenen Antiphonariums in zwei Bänden (Univ.-Bibl. Graz) den weitreichenden Traditionalismus der organalen Praxis des Mittelalters in Parallele zu Berliner und Innsbrucker Codices im österr. Klosterleben nach (Anz. phil.-hist. Kl., Jg. 1947, Nr. 21). Der gleiche Autor bringt aus der Grazer Univ.-Bibl. (Anz. phil.-hist. Kl., Jg. 1948, Nr. 11) zwei deutsche Lieder „Ich trag“ und „Das Wetter“ im Stile der vom Minnesang beeinflussten bürgerlich-lyrischen Kunstpoesie aus dem 15. Jhd. zur Kenntnis. Von besonderem Interesse ist die Entdeckung eines Pergamentblattes des frühen 11. Jhdts. in der Studienbibl. Linz (Ms 597) mit einem unbekanntem Fragment zu Martin Gerberts „Anonymi II, Tractatus de musica“, mit Hilfe dessen (Anz. phil.-hist. Kl., Jg. 1949, No. 1) Othmar Wessely eine Festlegung der Monochordeinteilung von Gerberts Anonymus II. vornimmt und an dieser Stelle veröffentlicht. In Anz. phil.-hist. Kl., Jg. 1946, No. 2 beschreibt Erich Schenk die Cornu-Fragmente von Virunum, die den geringen Bestand der in Carnuntum der Erde abgerungenen Fragmente im Kärntner Bereiche ergänzen (zwei Schallbecher und mehrere Röhrenfunde). Zu erwähnen des weiteren: E. Schenk: Breitkopfs Musik zum Leipziger Liederbuch und ihre Beziehung zu Hiller und Goethe (Goethefestschrift zum 200. Geb., Bundesverlag, Wien 1949).

#### Volksmusik und Musikerziehung:

Leopold Schmidt brachte (Bellaria-Verlag, 1947, 95 S.) eine kurze und gediegene Zusammenfassung „Das Volkslied im alten Wien“. Erneut sind im Österr. Bundesverlag die ausgezeichneten mit tänzerischen Angaben versehenen „Österreichischen Volkstänze (2 Text- und 2 Musikbände, Wien 1946/48, 95 und 101 S.) von Raimund Zoder (1. Aufl. 1922 resp. 1932/34) erschienen. Für die Praxis der Erhaltung des alten Tanzgutes geschaffen, ist diese Sammlung mit ihrer systematischen Bewegungsaufzeichnung wie ihren historisch-volkstümlichen Hinweisen eine wichtige Veröffentlichung. Auf diesem Gebiete des Volksliedes und Volkstanzes ist ebenso die mehrbändige Sammlung „Stimme der Heimat, ein österreichisches Volksliederbuch“ Bundesverlag 1948, 156 S.) zu erwähnen. Der erste Teil enthält die Gruppen: Schöne Heimat, Eilendes Leben, Rund um die Liebe; während der zweite Band „Werkendes Volk“ die Abschnitte: Fröhliche Stunden, Alte Geschichten, Geistliches Jahr umfassen soll. Hauptländer, Aufzeichner der Lieder, der Jodler und Tanzmelodien sind in der Anmk. gegeben. Quellen sind vornehmlich handschriftliche Aufzeichnungen. Der Bundesverlag erfüllt mit dieser Reihe eine dankenswerte Pflicht gegenüber dem reichen Volks-

musikgut, das Fundament seiner großen Kunstmusik war und auch immer noch ist. Weitere Veröffentlichungen des Bundesverlages in dieser Sparte: Handbuch für Chorleiter und die sangesfreudige Jugend, Österreichisches Jugendsingen, das über die Erfahrungen des 1. österr. Jugendsingens und seine Auswertung handelt und von Hugo Bondy zusammengestellt ist. R. Zoder veröffentlicht hier erstmalig 3 Volkslieder aus Wörgl. Des Weiteren die Bändchen: „Sprech-erziehung“, in der Felix Trojan die Abhandlung „Ausbildung der Sprechstimme“ (45 S., 1948), Vera Balsler-Eberle ein „Sprechtechnisches Übungsbuch“ (92 S., 1949) veröffentlichen.— Heinrich Lemacher gab mit seinem Handweiser „Handbuch der Hausmusik“ (Verlag Anton Pustet, Graz-Salzburg-Wien 1948, 454 S.) ein nützliches und warm begrüßtes Werk heraus, aus der Praxis für die Praxis geschrieben und ein wahres Hausbuch und ein Führer durch die deutsche Kammer- und Hausmusik von drei Jahrhunderten. Ein weiterer Band mit außerdeutschen Werken soll folgen und schließlich ein dritter, der sich mit dem Gebiete der musikalischen Bearbeitung befassen soll. Die kurzen kulturgeschichtlichen Einsprengungen geben lebendige Schlaglichter und insgesamt kann man von dem schönen Werk sagen: so soll wissenschaftliches Wissen den Musikliebhabern Handreicherdienste leisten. —

#### Bücher außerösterreichischer Materien

sind bei der Fülle der Austriaca erst in kleiner Zahl anzutreffen. Hans Rutz gibt in seiner kleinen Studie über Hans Pfitzner (Humboldt-Verlag Wien 1949, 160 S.) wichtige Ergänzungen zu den Büchern von Abendroth und Müller-Blattau (1933 und 1940), geht zugleich daran, das Revolutionierende in der wahrhaft unrevolutionären Erscheinung Pfitzners im Zeichen der „Musik zwischen den Zeiten“ zu untersuchen, und ordnet vor allem den Bereich der Pfitzners Schaffen abschließenden Instrumentalwerke dem Gesamtbilde ein. Erstmals wird ein bis zum Tode des Meisters reichendes Verzeichnis der Werke vorgelegt. Ernst Decsey (†), der glänzende Feuilletonist, legt den zweiten Band seines Debussybuches „Debussys Werke“ (Leykam-Verlag Graz 1949, 228 S.) vor. Man kann ihn nur als nachgelassene Skizze ansprechen. Wichtiges wird übergangen, mancherlei Fehler machen sich bemerkbar, Übersetzungen wie „Poissons d'or“ mit „Goldfische“ sind nicht glücklich. Daß Debussy bei dem traditionalistischen Unterricht des Conservatoire die alten Modi nicht kannte, ist mehr als zweifelhaft (S. 76). Die besten Aussagen liegen in den Kapiteln über Orchestermusik und Bühnenwerk. Bei dem Mangel an deutscher Debussyliteratur wird man das Buch als eine runde Zeichnung trotz der vielerlei Mängel willkommen heißen. — Eine interessante, wenngleich sehr lockere Studie über amerikanische Musik und ihre Grundlagen, „Musik im goldenen Westen“, bringt Ernst Krenek (Orpheusbücher No. 4, Vlg. Gbr. Holínek 1949, 73 S.). Hier wird lebendig die Verwirtschlichung der Kunst, der Unterschied zu den europäischen Grundlagen der Musik, das Streben nach einer eigenen amerikanischen Musik sichtbar gemacht. Eine auch zum Nachdenken über soziologische Fragen anregende Studie.

#### Ausgaben:

Der Bundesverlag gibt laufend eine große Reihe von Hausmusik heraus, alte Meister, Klassiker, Moderne, Volkslieder aus dem Burgenland, Niederöster-

reich, Steiermark usw. — Helmut Federhofer hat eine Reihe „Musik alter Meister“ begonnen (Akad. Druck- und Verlagsanstalt Graz — Innsbruck — Wien), deren erstes Heft Johannes de Cleves „Missa Vous perdes temps“ enthält, unter Beigabe von Sermisys Chanson, über die die Messe geschrieben ist, und nach Vorlagen des Stiftes Rein und der Univ.-Bibl. Graz. — Die Steirische Verlagsanstalt Graz (Styria) hat sich besonders der Ausgabe alter und neuer Kirchenmusik zugewandt. Für die Singbewegung gibt der Verlag in einzelnen Blättern „Die Chormappe“ heraus, vornehmlich alte Weisen in neuem Satze. Dem Volksgut ist das „Österreichische Liederblatt“ gewidmet. — Aus der reichen Produktion der Universal-Edition Wien sei Hans Jelineks Zwölftonwerk op. 15 hervorgehoben, das — das erste Heft ist erschienen — eine Einführung in die Kompositionsweise der Zwölftontechnik bietet.

#### Zeitschriften:

Eine musikwissenschaftliche Zeitschrift besitzt Österreich nicht. Die allgemeinen Musikzeitschriften, vor allem „Österreichische Musikzeitung“ (hrsg. von Peter Lafite und Friedrich Saaten, Bauer-Verlag), „Der Musikerzieher“ (hrsg. von Wilhelm Rohm, Bundesverlag), enthalten gelegentlich Aufsätze, die auch die Wissenschaft interessieren. „Austria-Musikkurier“ (hsg. von der Ges. der Musikfreunde in Wien unter Joh. Falkner) vereint, dicht an das Musikleben angeschlossen, Aufsätze und Nachrichten. Für das Gebiet des Volksliedes kommt die „Zeitschrift für Volkskunde“ in Frage (hsg. vom Verein für Volkskunde, Bundesverlag).

---

#### Nachwort der Schriftleitung

Vorstehende Übersicht über das österreichische Musikschritftum der letzten Jahre dürfte deshalb allgemeines Interesse finden, weil die hier genannten Werke zum größten Teil in Deutschland nicht zugänglich waren. Die Schriftleitung behält sich jedoch vor, einzelne der bereits hier besprochenen Veröffentlichungen noch ausführlich rezensieren zu lassen, wenn ihr von den Verlagen Besprechungsstücke unmittelbar zugehen sollten. Das Verfahren, eine Fülle von Publikationen in einem Beitrag kurz zu besprechen, ist eine Notlösung, die durch die Umstände verursacht war. Grundsätzlich wird die Schriftleitung nach wie vor nur Werke zur Rezension annehmen, die nicht irgend einem Rezensenten persönlich, sondern der Schriftleitung unmittelbar zur Verfügung gestellt werden.